

III

Ein reisefreudiger Despot aus einem fernen Folterland, der vom Auswurf der Golddruckwalzen einer verkommenen Presse als Märchenkaiser verklärt wird, besucht mit seiner von zahllosen deutschen Hausfrauen untertänigst verehrten Kaiserin die Stadt an der Isar. Der bewährte Beamte Ludwig gehört zum Begleitschutz – bei einer Führung der kaiserlichen Hoheiten durch einen in Obersendling angesiedelten Elektronikbetrieb ist er eingesetzt, ebenso beim abendlichen Opernbesuch. Jubelperser prügeln unter den Augen der Ordnungskräfte auf empörte Gegendemonstranten ein. Mit Standkonzerten und Hubschrauberlärm übertönt die Polizei Protestsprechchöre. Vor der Pinakothek zerrt sie zwei Demonstranten von der Straße, die Transparente hoch halten, worauf in persischer Sprache geschrieben steht: *Der Shah ist ein Mörder*. Die Demonstranten werden grob angefasst, die Transparente beschlagnahmt. Nachher stellt sich heraus, dass die vermeintlichen Protestierer ebenfalls Polizisten waren, die als Zivile ihren Dienst versahen und von den uniformierten Kollegen nicht erkannt worden sind. Vor der Presse schwadroniert der Polizeipräsident, die Demonstranten, im Dienstjargon »Störer« genannt, seien *berufsmäßige Wirbelmacher, denen jeder Anlass zur*

Demonstration recht ist – heute gegen den Schah, morgen für Miniröcke, übermorgen für einen billigen Trambahntarif. In der nächsten Stadt, die auf der kaiserlichen Reiseroute liegt, bleibt ein Jugendlicher in einer Blutlache liegen, ein ordnungsliebender Wachtmeister hat einen aus der zersprengten Schar der in Hinterhöfe abgedrängten Schahgegner totgeschossen. In Hetzartikeln der von einem selbstherrlichen Zeitungszaren beherrschten Boulevardpresse werden die »Jungroten« als »Horde langhaariger Affen« gebrandmarkt.

Vom Einsatz hat Ludwig ein Flugblatt der Schahgegner mit nach Hause gebracht. Der Text, kurz und bündig, liest sich wie eine Offenbarung. Cornelius studiert ihn mit der wachen, gespannten Aufmerksamkeit, die sonst nur Meisterwerken der Literatur vorbehalten sein darf. Die Begriffe Reform, Staatsstreich, Geheimdienst, Verstaatlichung, Öl, Heroin, Kapitalexport, Entwicklungshilfe, Terror, Folter, Status Quo und Empörung bilden die schlüssigen Glieder einer zwischen den Pfählen Reform und Revolution gespannten Kette. Für Cornelius sind das keine kalten Abstraktionen. Der Schah herrscht als starker Mann in Persien, der Polizist Ludwig als Regent einer deutschen Kleinfamilie. Die Kerker des Schahs ... die Mohnfelder des Schahs ... die Polizeiknüppel und die Handlungshelfen des Schahs ... der Pfauenthron ... *und übrigens die Frau des Schahs hat eine Schlankheitskur absolviert* ... hinter den Fassaden von Fortschritt und Ordnung stecken hier wie dort Unrecht, Banalität und Korruption. Aber die Zeiten ändern sich gerade, man braucht nicht mehr alles hinzunehmen, die Untertanen begehren auf, die polierten Fassaden gehen zu Bruch. Am nächsten Morgen heftet er das Flugblatt

ans schwarze Brett, das, Schulmitteilungen vorbehalten, gleich neben dem Eingang zum Klassenzimmer hängt. Am selben Nachmittag noch kauft er auf dem Nachhauseweg das Buch des Iraners Nirumand über die *Diktatur der Freien Welt*. Cornelius will nicht mehr in den Fesseln von Anstand und Sitte sein, einsam und unterjocht, verschoben und verlacht, er will Anschluss finden an eine radikale Bewegung, in der er sich unbeschwert fühlen und offen sein kann gegenüber dem Unerhörten, das in der Welt vor sich geht. Freilich sympathisiert er mit den Wirbelmachern, die von dem Großteil der Erwachsenen, von der Presse und der Polizei angefeindet werden. Auch bei ihm hat sich viel Zündstoff angesammelt. Als ein Lehrer der Klasse die Frage nach dem Anbringer des Anschlags stellt, meldet er sich mit Bekennerstolz als frischgebackener Radikaldemokrat.

Das nächste Schuljahr gestaltet sich für Cornelius zu einem Wunderjahr. Hat eine Umkehrung stattgefunden, ein modernes Pfingstwunder, ist gar die hohe Zeit für Sonderlinge ausgebrochen? Es kommt ihm so vor, als sei über Nacht die Abweichung zu einem allgemeinen Maßstab geworden. Ganz ohne sein Dazutun verkehrt sich die ihm bislang beschiedene Pariaexistenz, das überwiegend als Fluch empfundene Andersein, in einen mit ungläubigem Erstaunen verbuchten Zuwachs an Macht und Überlegenheit. Doch ganz traut er dem Umschwung noch nicht, selbst als sich der einstmalige Rabauke, der ihn so hartnäckig um die wertvolle Briefmarkensammlung seines Onkels angegangen ist, wie ausgewechselt zeigt, mit einem Mal freundschaftlich aufgelegt ist und umgänglich scheint. Da auch er sitzen geblieben ist, drücken

beide wieder gemeinsam die Schulbank. Die Leidenschaft für Briefmarken ist längst verfliegen, passé auch der Bürstenschnitt, der Sechzehnjährige hat sich die Haare lang wachsen lassen, über den Lippen steht ihm ein zarter Flaum und auf seinem Federmäppchen prangen gerundete Schriftzüge von Led Zeppelin und ähnlich gearteter Bands, deren psychedelischer Blues-folkrock gerade en vogue ist, nach eigenem Bekunden kifft der Junge auf nächtlichen Feten und besäuft sich, am nächsten Morgen schluckt er dann Kaptagon oder AN1, um sich während des Unterrichts wach und aufnahmefähig zu halten, doch während öder Latein- und Mathestunden zieht er es vor, mit Cornelius über Kommunen, Sex und freie Liebe zu schwätzen, obwohl vermutlich beide in ihrem gesamten bartlosen Leben noch kein Stelldichein mit einem begehrten Geschöpf des anderen Geschlechts gehabt haben. Das bleibt ein entbehrlicher und deshalb als doppelt grausam empfundener Missklang in dieser pastellfarbenen Zeit, in der das nervtötende Gebot des *du sollst dies, und du darfst das* langsam abgelöst wird durch freundlichere Ermahnungen von der Art des *don't bogart that joint, my friend, pass it over to me*.

Allgegenwärtig und grauenvoll sind die Bilder des Krieges in Südostasien, den ungeschlachte Hünen gegen eine vergleichsweise zierlich anmutende Bevölkerung von Pyjama tragenden Reisbauern entfesselt haben. Cornelius reißt die Belege für den schwindelerregenden Abstieg der Herrenmenschen in die Barbarei aus Zeitungen und Illustrierten, um sie gegebenenfalls für eine weniger verdammenswerte Zukunft aufzuheben, zerknüllt die Fetzen aber bald wieder und wirft sie angewidert weg.

Bald wird er frühmorgens am Schuleingang stehen, vor den Gestellen mit den aufgebockten Fahrrädern, und hineinströmenden Schülern besternte Flugblätter vor die Nasen halten. *Schafft ein, zwei, drei, viele Vietnam* wird in großen Lettern darauf stehen, und die Lösung wird ihn genauso befremden und schockieren wie die langhaarigen Schüler mit dem aufgemalten Peace-Zeichen auf ihren grünen Militärparkas, die ihm beinahe widerwillig das Blatt abnehmen. *Wir wollen doch, dass das Morden ein Ende hat, und jetzt kommt ihr Knallköpfe daher und fordert, dass es damit weltweit weitergehen soll!* Da hat aber der unbarmherzige Aberwitz des politischen Denkens bereits angefangen, seinen Verstand zu benebeln, er überlagert die moralische Entrüstung über den schmutzigen Napalmkrieg und frisst sie auf; Cornelius verhärtet sich. Er feit sich gegen antikommunistische Einwände und wappnet sich gegen pazifistische Skrupel, idiotisch verteidigt er den Volkskrieg, die Volksarmee und die Volksgefängnisse, den Onkel Ho, den Großen Steuermann Mao und die Kulturrevolution, mit einigen verblendeten Genossen wird er in einer Winternacht sogar auf den Geburtstag von Väterchen Stalin anstoßen, worüber er sich aber schon bald darauf zu Tode schämt. Sich selbst und anderen redet er ein, dass der Osten rot sei und der Westen reif für die gewaltsame Revolution, und so nehmen nicht nur die Tage seiner Kindheit ein Ende, sondern es verweht mit ihnen auch rasend schnell die Blumenkinderzeit. Bevor es aber dazu kommt, geschehen noch seltsame Dinge.

In der milden Morgenluft schlummern noch die Freuden eines unbeschwerten Sommertags, da ist Corne-

lius bereits lustlos unterwegs, um mit der mittlerweile fast durchwegs aufsässig gewordenen Schulklasse das künftige Olympiagelände zu besichtigen. Unter der Führung des von ihren unentwegten Provokationen genervten Wirtschaftskundelehrers Kaspar betreten sie gegen Mittag missgelaunt und in extrem lascher Haltung die luftige Aussichtsplattform des fast zweihundert Meter in die Höhe ragenden Fernsehturms. Im Süden riegelt eine gläsern schimmernde Barriere den vom Salzkammergut bis zu den Allgäuer Bergen reichenden Horizont ab, vor der ausgedehnten Gebirgskette lockt die Nähe großer und kleiner Voralpenseen zum fröhlichen Badeausflug.

Nicht im Geringsten interessiert in diesem Augenblick die Draufsicht auf die schnöden Werkshallen im Gelände der Bayerischen Motorenwerke, die der beflissene Kaspar seiner unwilligen Gefolgschaft schmackhaft machen will. Im Augenblick ist viel interessanter, dass auf dem asphaltierten Vorplatz des Turms ein Polizeihubschrauber zur Landung ansetzt; winzige Spielzeugfiguren ducken sich unter wirbelnden Rotoren und laufen mit verwehelter Frisur auf die Eingangshalle zu. Bald darauf schält sich hoher Besuch aus dem Aufzug: feiste Politiker auf Stippvisite, die sich vor dem Mittagstisch noch einen prächtigen Rundblick auf das von ihresgleichen verwaltete Land gönnen wollen. Als die blasierten Würdenträger die auf der Plattform herumlungernde Schar der Ausflügler bemerken, wollen sie die sich ihnen so unverhofft bietende Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Die aufgeweckten Schulbuben um sich geschart, den vielversprechenden Nachwuchs um die volksnahen Schirmherren des Landes, hoch über dem

ausufernden Konglomerat der Stadt, überwölbt von einer strahlend blauen Himmelslocke – wäre das nicht ein hervorragendes Motiv für den laufenden Wahlkampf? Ein gefundenes Fressen für den im Tross mitgeführten Pressefotografen, ein Geschenk der Götter!

Hoherfreut ist auch anfangs der Wirtschaftskundelehrer, als er im Pulk der Politiker den jovial lächelnden christsozialen Ministerpräsidenten des Freistaates in Begleitung des amtierenden Kanzlers gewahrt, eines Christdemokraten, der sich unlängst im Bundestag wegen seiner anstandslos bewältigten braunen Vergangenheit von einer unerschrockenen jungen Frau eine saftige Ohrfeige eingehandelt hat. Mit ausgestreckter Hand strebt der bis über beide Ohren strahlende Lehrer Kaspar auf das Duo zu, das ihm huldvoll entgegenlächelt; doch das Lächeln friert schlagartig ein, als ein paar freche Schüler, die gleichfalls spitzgekriegt haben, welch christliche Prominenz sich da eingestellt hat, entsprechend reagieren. Einige recken den Arm zum Hitlergruß, andere johlen und wiederum andere brüllen lauthals: *Heil Kiesinger, du Nazi, die Watschen hat schon gepasst! Wir sind von der APO! Abtreten, abtreten!*

Kaspar dreht sich betroffen um und hebt, um den Tumult einzudämmen, beschwichtigend die Hände. Aber umsonst: Die Nazirufe ebbten nicht ab, weit und breit ist kein Leibwächter oder Polizist in Sicht, der dem Radau Einhalt gebieten könnte, die Granden ergreifen daher das Hasenpanier, in Windeseile sind sie samt Begleitung wieder im Aufzug verschwunden. Der Lehrer Kaspar, in seinen Grundfesten erschüttert, verzieht das ohnehin gefurchte Gesicht in noch tiefere

Falten, für die restliche Dauer des Ausflugs verfällt er in brütendes Schweigen, während der überschwängliche Triumph der halbwüchsigen, mit einem Mal gut gelaunten Schüler über den ihnen leichthin zugefallenen Sieg umso lauter ausfällt. Liegt ihnen nicht buchstäblich die Welt in ihrer ganzen Herrlichkeit zu Füßen, eine Welt, deren mächtige Oberhäupter sich soeben als graue Papiertiger erwiesen haben, indem sie, von einer Handvoll Kinder gedemütigt, Hals über Kopf in die Obhut eines Polizeihelikopters geflüchtet sind, der sich soeben dort unten wieder knatternd in die Lüfte schraubt?

Nach der spontanen Anfechtung der Regierungsmacht auf der Nadel des Fernsehturms, die er mehr als staunender Beobachter denn als aktiver Teilnehmer miterlebt hat, nimmt nun auch Cornelius allen Mut zusammen und sucht nach einer passenden Gelegenheit, dem ureigenen Aufbegehren sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Unvermeidlich hängt in jedem Klassenzimmer neben der Tür ein in moderner Schlichtheit gehaltenes Kruzifix, eine abstrakte Abscheulichkeit, die ganz ohne die Schmerzensgestalt des Heilands auskommt. Zu Pausenbeginn holt Cornelius den hässlichen Fetisch mit entschlossenem Griff von der Wand und trägt ihn durch blank gewichste Korridore, gefolgt von einer Schar in der stumpfen Langeweile der Lehranstalt für jeden Jux empfänglichen Mitschüler.

Die Prozessionsteilnehmer übertreffen sich gegenseitig im Erfinden von derben Schmähungen der alleinseligmachenden Kirche, von Lachkrämpfen geschüttelt mokieren sie sich über den eingeborenen Sohn und die unbefleckte Empfängnis, die heiligen

Sakramente und die göttliche Dreifaltigkeit. Mit höhnischer Gebärde teilt Cornelius einen unheiligen Segen aus und schleudert unflätige Flüche von sich. Doch als er gerade in das konvulsivische Gelächter seines Gefolges einstimmen will, fährt er für einen Moment aus seinem Körper heraus und steht, für die anderen unsichtbar, eine Armlänge entfernt neben sich. Er sieht sich selbst das Kreuz frenetisch hin- und herschwenken, gewahrt die eigene verzerrte Fratze und wird sich bange der schrecklichen Blasphemie bewusst. Augenblicklich durchrieselt ihn eine fast heilige Scheu. Plötzlich findet er das unbesonnene, überschwängliche Benehmen des leibhaftigen Doppelgängers dumm und dreist, den von ihm angeführten Aufzug abgeschmackt. Vom Schwung der eigenen Handlung mitgerissen, kann er sich aber nicht mehr bremsen. Obschon ihn inwändig Scham und Furcht niederdrücken, hält er sich weiterhin straff aufrecht und forsch in Gang. Das bleierne Werkstück in seinen Händen, das er wie eine Monstranz hochhält, ein unlängst noch mit Inbrunst gehasstes Symbol nicht des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, sondern der Qual, des Leidens und der Unterwerfung, ist biegsam: Mit festem Griff packt er es an den Enden und verdreht die Kreuzbalken zu einer Art Teufelskralle.

Als der gotteslästerliche Umzug in einen Quergang einbiegt, kommt ihm von allen Lehrern ausgerechnet der Referendar Demuth entgegen, ein junger liberaler Lehrer, der Deutsch und Religion unterrichtet. Angestrengt versucht Demuth, die üble Farce zu ignorieren. Die Blicke des Lehrers und seines ehemaligen Musterschülers kreuzen sich nur flüchtig, aber lange